

## 2. Kaiserrede, gehalten vom Oberlehrer Bartsch am 22. März 1880.

Liebe Schüler!

Feste wie das heutige werden mit Teilnahme zwar überall begangen, wo Fürst und Volk in der Erinnerung an eine grosse und ehrenvolle Vergangenheit Antrieb und Kraft finden zur Pflichterfüllung in der Gegenwart. Denn wo sie diesem Dienste ergeben sind, da vereinen sie sich zu allzeit treuer und ernster Arbeit, um den Bau des Staates auf immer festern Grundlagen zu errichten und ihn immer weiter und höher empor zu führen; da trotzen sie gemeinschaftlich zum Schutz und Schirm dieses Baues den Erschütterungen und Stürmen, die an dem Frieden und der Wohlfahrt im Innern zu rütteln drohen; da nehmen sie im engen Bunde mit einander den Kampf auf gegen alle Mächte der Aussenwelt, die auf die Ehre und den Bestand des grossen Werkes feindseligen Ansturm richten. Diese Gemeinschaft an der Lust und an der Last der Arbeit für Staat und Vaterland, diese Waffenbrüderschaft in Sieg und in Niederlage, dies enge Verbundensein in Sturz und in Erhebung, sie sind es, die zwischen Herrscherhaus und Volk ein so festes Band der Einigkeit knüpfen, die beide zu einem so natürlichen Organismus verschmelzen, dass der eine Teil ohne den andern sich ebensowenig denken lässt wie ein Haupt ohne Körper. Und darum pflegen überall, wo Fürst und Volk in der Gemeinsamkeit des Wirkens sich als ein unauflösbares Ganze fühlen und erkennen, die Feste des einen auch Feste des andern zu sein und Tage wie der heutige von der Gesamtheit des Volkes mit lebendiger Teilnahme begangen zu werden. Aber noch niemals hat eine Nation zur freudigsten und begeistertsten Feier eines solchen Festes mehr und würdiger Grund gehabt als die deutsche Nation in unsern Tagen. Denn der Geburtstag des erhabenen Monarchen, dem wir mit dieser Festlichkeit huldigen, kann nicht begangen werden, ohne dass wir uns erinnern an Thaten und Erfolge unseres Volkes, so gewaltig und gross, dass unsere Brust von den frohesten und erhebensten Gefühlen bewegt werden muss. Wir müssen uns heute daran erinnern, nicht etwa deshalb, weil der Geburtstag eines Herrschers von selber unsere Blicke auf den Staat hinlenkt, sondern vielmehr darum, weil des Vaterlandes Dank für jene Thaten und Erfolge unter den Lebenden keinem mehr gebührt als unserm Kaiser. Denn wie wären jene Thaten möglich gewesen, wenn er nicht in weiser Voraussicht der Wirren, welche kommen sollten, die gesamte Wehrkraft erst Preussens, dann Deutschlands zusammengefasst und zu jener schneidigsten aller Armeen organisiert hätte, wenn er nicht dieser Armee die bewunderungswürdige Pflicht-treue eingepflanzt hätte durch sein eigenes erhabenes Beispiel, indem er selbst noch als Greis auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs erschien, und wenn er nicht die grossen Männer, die ihm an seinem Werke mitzuhelfen berufen waren, gesucht und gefunden und einen jeden von ihnen an den ihm gebührenden Platz gestellt hätte? Und hätten jene Thaten auch die rechte politische Wirkung gehabt, wenn er nicht den Gedanken der deutschen Einheit als ein Erbteil seiner unvergesslichen Mutter im Herzen tragend mit grossem Sinne seine persönlichen Gefühle für befreundete und verwandte

Dynastien in schmerzlicher Selbstüberwindung geopfert hätte der geschichtlichen Notwendigkeit, und wenn er nicht durch seine enge Verbindung mit einem der mächtigsten Monarchen Europas in entscheidender Zeit unsere Lorbeeren vor dem gefährlichen Neide des Auslandes gesichert hätte? So ist die Person des Kaisers Wilhelm aufs engste verbunden mit den jüngsten Errungenschaften unseres Volkes, und wohl haben wir an dem heutigen Tage das Recht und die Pflicht, uns ihrer mit Freude zu erinnern und unsere Gedanken bei ihnen verweilen zu lassen.

Und wenn wir nun fragen, welches denn der Wert und die Bedeutung dieser Thaten und ihrer Wirkungen ist, was uns denn am meisten daran zur Freude gereicht, so werden zwar unwillkürlich unsere Blicke hingezogen auf jene glänzenden Waffenerfolge, die damals, als sie errungen wurden, unsere Herzen höher schlagen liessen und uns erfüllten mit einem nicht gekannten Gefühl edelsten Selbstbewusstseins. Gewiss war dieses Gefühl ein berechtigtes und ist es heute noch; ja Generationen nach uns mögen auf jene Waffenthaten immer und immer wieder zurückschauen wie auf eine unversiegbare Quelle nationaler Erhebung und Begeisterung. Denn so reich auch unsere Vergangenheit an Kriegslorbeeren ist, und so weit wir auch die Geschichte der Völker zurückverfolgen, kaum entdecken wir irgendwo etwas, was sich dem jüngst von uns Vollbrachten an die Seite stellen liesse. Allein so glänzend auch unsere Siege sind, so einzig sie auch in der Kriegsgeschichte dastehen, dennoch rühmen wir uns derselben nicht um ihrer selbst willen. Mögen übersättigte oder mit ihren inneren Zuständen unzufriedene Völker Kriegs- und Waffenruhm als ihr höchstes Gut betrachten und diesem kostspieligen Luxus Bürgerblut und Bürgerwohl zum Opfer bringen; das deutsche Volk hat sich jederzeit von dieser Anschauung fern gehalten, und dass wir ihr auch in Zukunft fern bleiben, dazu mahnt uns eindringend das Beispiel unserer westlichen Nachbarn, die vielleicht noch heute ihre bevorzugte Stellung in Europa behaupteten, wenn sie nicht in kleinlicher Eitelkeit um unsere Lorbeeren uns beneidet und Rache für Sadowa gefordert hätten. Im Gegensatz zu Frankreich hat Deutschland seine höchste Ehre noch immer auf dem Felde des Friedens gesucht, in der freiheitlichen und selbständigen Entwicklung seines Gemeinwesens, in der materiellen und geistigen Wohlfahrt seiner Bürger. Und haben wir Jahrhunderte hindurch trotz unserer friedlichen Vorzüge den Spott und Hohn des Auslandes ertragen, wahrlich, es würde uns schlecht anstehen, wenn wir jetzt, wo die Völker Europas unwillig und gezwungen auch unsere kriegerische Überlegenheit anerkennen, in dieser fremden Bewunderung unsere höchste Befriedigung finden wollten.

Also nicht aus eitler Ruhmbegierde freuen wir uns unserer Waffenthaten, aber wohl darum, weil sie von neuem Zeugnis abgelegt haben für unsere geistige und moralische Tüchtigkeit, weil aus ihrem Spiegel auf das hellste unsere Tugenden entgegenleuchten, und weil sie uns die Gewissheit geben, dass unserm Volke noch alle die Eigenschaften innewohnen, welche eine Nation gross und lebensfähig machen. Denn wo und wohin wir auch unsere auf feindlichem Boden siegreich vordringenden Heere in Gedanken begleiten, sei's zu dem heissen Ringen blutiger Feldschlachten oder zu den unsagbaren Beschwerden langwieriger Belagerungen, sei's zu der kühnen, ja verwegenen Offensive bei Spichern und Mars la Tour, oder zu der gefahrvollen und kaum haltbaren Defensive bei Noisseville und Belfort, sei's bei dem ruhe- und rastlosen Suchen und



Verfolgen des Feindes, oder bei dem mühseligen Vorwärtsdringen auf den glatten Feldern der Normandie, immer und überall gewahren wir jene alten Germanentugenden unerschrockener Tapferkeit und fester Zucht und Ordnung, unbesiegbarer Ausdauer und todesmutiger Treue. Das Gedächtnis solcher Tugenden frohen Herzens zu erneuern sei uns ein edles Bedürfnis, nicht zu dem niedrigen Zweck, um thatenlos in ihrem Abglanz uns zu sonnen, sondern zu dem höheren, um Trost und Hoffnung zu schöpfen für schwere Verirrungen der Gegenwart. Schmerzliche und erschütternde Ereignisse der jüngsten Jahre, Ereignisse, die selbst noch in die heutige Festesfreude die Töne trauernder Wehmut mischen, sie haben es uns ja klar und tief erkennen lassen, dass der Strom revolutionärer Bewegung, der die Staaten Europas unterhöhlt, auch über unsere Grenzen seinen Weg genommen, und dass der Schreckensruf nach Umsturz des Bestehenden, der vernehmlich genug überall im Erdteil ertönt, auch in unserm Volke seinen Wiederhall gefunden. Mögen immerhin die entsetzlichsten Äusserungen dieses Geistes bei uns nur Thaten einzelner sein, so ist doch sicher, dass die Flammen aufrührerischer Glut hervorbrennen aus einem in der Tiefe der Gemüter glimmenden Feuer, welches weite Kreise der Nation ergriffen hat und in weiteren Nahrung zu finden droht. Denn all die unerfreulichen Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten des Lebens, hier die feige Flucht vor dem Ernst der Arbeit und dort das Versinken in die Verweichlichung des Genusses, hier der neidische Hass gegen fremdes Eigentum und dort die gewissenlose Jagd nach immer neuem Gewinnst, hier der Übermut des Besitzes und dort die Verzweiflung im Drange der Not, tragen sie nicht alle zum Zeichen ihres gemeinsamen Ursprungs den breiten Stempel einer Welt- und Lebensanschauung, welche auf alle höhern Güter verzichtend den einzig wahren Wert des Daseins in der Befriedigung niederer Begierden findet? Welchen Sorgen für die Zukunft unseres Volkes, welchen Befürchtungen würden wir anheimfallen, wenn nicht die grossen Thaten der Vergangenheit hinter uns ständen als unverbrüchliche Bürgen dafür, dass der Genius des deutschen Volkes, wie er vor einem Decennium zur Abwehr fremder Knechtschaft unwillig sich erhob, so auch die Fesseln des Genusses abschütteln wird mit der Kraft sittlichen Handelns, und dass hinter den Wolken, mit denen die dampfenden Opfer des Materialismus für den Augenblick uns umnachten, dereinst wieder auftauchen werden in voller Klarheit jene Sterne, welche allein durch die Fluten des Lebens und durch das Dunkel der Zeiten sicher unsere Bahn zu richten vermögen — die ewigen und unwandelbaren Sterne des Ideals. Und so lange die uns leuchten, so lange wir denen zusteuern, dürfen wir der tröstenden Zuversicht leben, dass wir weder dem feindlichen Anprall äusserer Gewalten noch der Fäulnis innerer Schäden erliegen werden, dass wir fähig bleiben uns in dem Wirbel der Weltgeschichte oben zu erhalten, in dem gewaltigen Völkerringkampf unsere Freiheit und unsere Macht uns zu bewahren und dass wir unter Gottes fernem Beistand noch alle die hohen Aufgaben lösen werden, zu deren Erfüllung uns die Vorsehung berufen hat.

Vor allem aber freuen wir uns unserer Waffenthaten, weil sie unserm Volke eins seiner höchsten Güter errungen haben, ein Gut, ohne welches alle andern schal und nichtig erscheinen, die nationale Einheit. Wie kostbar und wertvoll dieser Besitz ist, darüber hat eine lange Prüfungs- und Leidenszeit uns Deutsche wohl belehren können. Rings umgeben von grossen Nationen, die ihre Einigung längst bewirkt hatten, lag

Deutschland in der Mitte Europas, in sich gespalten und uneinig und für seine Nachbarn ein stetes Objekt der Missachtung und Misshandlung. Wohl hatte es grade auf den höchsten Gebieten menschlicher Thätigkeit den übrigen Nationen sich nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen gezeigt: treuer und inniger als eins der andern Völker hatte es sich versenkt in die Vertiefung und Veredelung seiner Gottesverehrung; heller und reiner als eine der modernen Poesieen strahlte die deutsche im Widerschein der Schönheit, die einst unter Griechenlands sonnigem Himmel dem Menschengeschlechte zum ersten Mal aufgegangen war, und kraftvoller und mächtiger als irgendwo rangen in Deutschland sich die Gedanken der Wissenschaft zum Lichte der Wahrheit empor. Aber zu der Höhe geistiger Grösse stand in traurigem Widerspruch die Tiefe der Erniedrigung, zu welcher Deutschland von den Mächten Europas politisch herabgedrückt wurde, und sie musste dem deutschen Volke um so schwerer aufs Herz fallen, als ihm von der Natur weder die Mittel der Macht noch die Eigenschaften des Charakters zu einer ehrenvollen Führung seines Staatswesens versagt waren. Denn die zahlreichen Einzelstämme waren wehr- und waffenfähig nach dem Verhältnis ihres Ländergebiets, und dass es ihnen auch damals nicht an derjenigen Tüchtigkeit gebrach, durch welche grosse Staaten gegründet und erhalten werden, das bewiesen sie in glorreichen Schlachten und niemals glänzender als unter der Ägide des grossen Königs, der um Schlesiens Besitz gegen eine Welt von Feinden siegreich das Schwert führte. Aber jeder der einzelnen Stämme war auch für sich allein zu schwach, um den Übermut grosser Nachbarstaaten dauernd zurückzuschrecken oder um auf die Leitung der europäischen Politik bestimmenden Einfluss zu gewinnen. Und so blieb Deutschland, obwohl es eine Fülle von Macht in sich barg, im Rate der Völker doch ohne Ansehn und Geltung, ja es musste zu wiederholten Malen mit Widerstreben sich sein Geschick vom Auslande diktieren lassen; es sah sich verurteilt zu ewiger Furcht und Besorgnis und gelangte trotz aller Anstrengung zu keinem wirklichen Besitze seiner selbst.

Am empfindlichsten drängten alle Nachteile der unseligen Zerrissenheit sich unserm Volke auf, als im Anfange dieses Jahrhunderts ein gewaltiger Eroberer die grössten deutschen Staaten einzeln niederwarf und rücksichtslos seinen Übermut sie fühlen liess; und unter dem Drucke dieser Knechtschaft war es, wo unsern Vätern zum erstenmal die Notwendigkeit politischer Einigung unabweislich einleuchtete und seit dieser Zeit haben sie diesen Gedanken mit deutscher Begeisterung und deutscher Zähigkeit festgehalten und ihn zum Mittelpunkte ihres ganzen politischen Strebens gemacht, haben sich an diesem grossen Gedanken über die Widerwärtigkeiten des Augenblicks erhoben und für ihn gelitten und geduldet. Und die Wahrheit dieses Gedankens bekundete ihre Macht aufs deutlichste darin, dass er im Volke immer tiefere, immer breitere Wurzeln schlug und von Geschlecht zu Geschlecht mit wachsender Kraft sich forterbte. Unterstützt hierbei wurde er namentlich durch zwei Momente, die sonst mit nationalem Wesen nichts zu thun gehabt hatten, durch Litteratur und Wissenschaft. Unter den Schriftstellern hat keiner für die Verbreitung jenes Gedankens mächtiger gewirkt, als jener Dichterheros, der schon vor der Zeit der Napoleonischen Knechtschaft ins Grab gestiegen war, und der dennoch, begabt mit jenem in die Zukunft schauenden Seherblick, welchen die Alten dem wahren Dichter zuzuschreiben pflegten, bereits zu einer Zeit, wo die Welt ringsumher



noch von dem nationalen Gedanken nichts ahnte, den deutschen Stämmen die Mahnung „Seid einig“ zugerufen hatte — freilich eine Mahnung, die erst dann recht vernommen und verstanden wurde, als Not und Elend unserm Volke die Sinne und die Herzen öffnete. Unter den Wissenschaften aber darf als Pfliegerin des nationalen Gedankens besonders die Geschichte gelten. Mochte dieselbe in unsere eigene oder in fremde Vergangenheit zurückgehen, sie konnte das Verständnis für die Kämpfe vergangener Jahrhunderte nicht erschliessen, ohne Sinn und Teilnahme für das Ringen der Gegenwart zu erwecken, und unablässig musste sie darauf hinweisen, dass uns etwas fehlte, was wir doch früher besessen hatten, dass uns durch eigene Schuld ein Gut verloren gegangen war, auf das keine Nation, ohne sich selbst aufzugeben, verzichten darf. So genährt und gepflegt wuchs der nationale Gedanke zu einer die Gemüter beherrschenden Macht und wurde von Vereinen und Festen in alle Schichten des Volkes, in alle Kreise des Lebens getragen. Aber als nun genug geschwärmt und gesungen, geschrieben und geredet worden war, als von Westen her die Wiederaufrichtung einer Napoleonischen Machtstellung ernst und drohend zur endlichen Durchführung des nationalen Gedankens mahnte, da offenbarte sich auch jene alte Schwäche des deutschen Volkscharakters wieder, jene Langsamkeit und Ungeschicktheit, das Gedachte in Thaten, das Gewollte in Wirklichkeit umzusetzen. Alle Versuche die Einheit herzustellen scheiterten und mussten scheitern, weil die Vorfrage teils gar nicht aufgeworfen, teils nicht einstimmig entschieden wurde, die Frage, wer von den beiden grossen Nebenbuhlern, ob Preussen oder Österreich, aus Deutschland ausscheiden und wer an die Spitze treten sollte. Diejenigen, welche diese Frage sich gar nicht aufwarfen, dachten sich das geeinigte Deutschland als ein Siebenzig-Millionen-Reich, welches Österreich und Preussen gleichmässig umfasste; so natürlich dieser Wunsch auch war und so herzlich heut unser Bund mit Österreich ist, so war doch damals die Einigung Deutschlands auf diesem Wege eine politische Unmöglichkeit, da grade in dem Vorhandensein zweier gleich mächtiger Rivalen die Uneinigkeit Deutschlands ihren wesentlichen Grund hatte. Die andern aber, die jene Frage sich wohl vorlegten, beantworteten sie doch nicht in übereinstimmender Weise, indem Norddeutschland mit seinen Sympathieen auf der Seite Preussens, Süddeutschland dagegen auf der Seite Österreichs stand. Die Erfolglosigkeit aller Einheitsbestrebungen aber, das vergebliche Hoffen und Harren wurde selbst einem so geduldigen Volke wie dem deutschen auf die Dauer unertragbar; aber anstatt den Grund des Misslingens in der mangelhaften That zu suchen, fing man an an dem nationalen Gedanken selber irre zu werden, und schon begannen sich gewichtige Stimmen zu erheben, die da meinten, der Traum der deutschen Einheit sei eben ein Traum, unerfüllbar, wie manche andern deutschen Träume, ein Traum, an dem Schwärmer und Idealisten sich noch weiter erbauen möchten, den aber praktische und mit der Wirklichkeit rechnende Männer am besten thäten ganz aus dem Gemüte zu bannen; und über die Trostlosigkeit einer solchen Ansicht half man sich denn mit der verzichtenden Weisheit hinweg, dass Deutschland ja in früheren Jahrhunderten sich der politischen Einheit und der Hegemonie in Europa erfreut habe, und dass auf die Wiederkehr solcher Zeiten zu rechnen ein ebenso unberechtigtes Verlangen sei wie von dem Baume eine zweite Blüte zu fordern.

Da war es denn hohe Zeit, dass die preussische Politik, von energischer und

fester Hand geleitet, sich des nationalen Gedankens annahm und zur Geltendmachung desselben alle ihre Kräfte rüstete. Bei Königgrätz ward die Frage über die Berechtigung zur Führerschaft Deutschlands leider blutig, aber endgültig gelöst. Österreich schied aus Deutschland aus, und Preussen trat an die Spitze des geeinigten Nordens, mit dem die einzelnen Staaten des Südens sich zu Schutz und Trutz verbündeten. Wie gross dieser Fortschritt auch war, so fühlte man doch diesseits und jenseits des Mains, dass das Ziel nicht erreicht sei. Die Mainlinie, ein Werk französischer Diplomatie, war zwar eine schwache, aber doch immer eine Schranke zwischen Nord- und Süddeutschland, die darum gefährlich erschien, weil Süddeutschland, an ein grosses Gemeinwesen nicht gewöhnt und eigenartig in seiner Charakteranlage, noch ein überreiches Mass von Antipathie gegen norddeutsches Wesen in sich barg oder wenigstens zur Schau trug. Indessen die Politik, die uns jene Schranke aufgezwungen hatte, sollte sie auch wieder niederreißen. Der Angriff, den Frankreich wenige Jahre später gegen Preussen richtete, geschah in so ungerechter und herausfordernder Weise, dass auch jenseits des Mains der nationale Sinn sich beleidigt fühlte, und ganz Deutschland zu dem bevorstehenden Kampfe für seine Ehre und Unabhängigkeit, einig wie nie zuvor, sich erhob. Und diese Einigkeit wurde in dem Feuer der nachfolgenden Schlachten und Siege erprobt und erhärtet, bis sie denn schliesslich zu Versailles in der Errichtung des deutschen Kaiserreichs ihren dauernden Ausdruck fand. So war der nationale Gedanke, in Drang und Not erzeugt, in allen Wechselfällen des öffentlichen Lebens festgehalten, auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs endlich zur That gereift; und in demselben Augenblicke, wo Deutschland die Wiedergeburt seiner Einheit feierte, pflückte es auch schon die ersten grossen Früchte derselben durch den Wiedergewinn zweier vor alters entrissener und fast vergessener Provinzen. Und wie hat sich in der Folgezeit der Segen der Einheit immer reicher und voller entfaltet! Welche Schranken und Hemmnisse sind im Innern gefallen, um einem breiten und bewegten Strome öffentlichen Lebens die Bahn zu ebnen, und zu welcher machtvollen Stellung ist Deutschland nach aussen emporgestiegen! Ausgelöscht ist die Schmach vergangener Jahrhunderte, geachtet ist Deutschlands Name bei den Völkern des Erdballs, und wenn irgend einer Nation nach der Palme des Vorrangs die Hand auszustrecken geziemt, so dürfte keine mehr als die deutsche dazu berechtigt scheinen.

Wir aber, die wir von der Vorsehung gewürdigt wurden, weltgestaltende Ereignisse vor dem erstaunten Blick vorüberziehen zu sehen, wir erinnern uns heute derselben nicht nur mit dankbarer Freude, sondern auch mit dem lebendigen Bewusstsein der Pflichten, welche eine grosse Zeit uns auferlegt. Je reicher und mannigfaltiger die Gaben sind, die ein grosses Gemeinwesen über uns ausströmt, je mehr wir uns enthoben fühlen aus dem Drucke enger Verhältnisse zu den freien Höhen nationalen Glückes, um so mehr geziemt es sich, unsere Kräfte und Fähigkeiten, in wie bescheidenen Grenzen sie sich auch bewegen mögen, nicht den kleinen Interessen des Einzelnen, sondern den grossen des Ganzen dienstbar zu machen und bei all unserm Thun und Handeln das Wohl des Vaterlandes immerdar vor Augen und im Herzen zu behalten. Ist uns doch ein leuchtendes Vorbild solcher Gesinnung in ihm selber gegeben, der heut durch Gottes gnädige Fügung auf dreiundachtzig Jahre seines Lebens zurückschaut und der dies ganze thatenreiche Dasein unausgesetzt dem Dienste des Vaterlandes gewidmet hat. Schon als

Jüngling zog er aus zum Kampfe gegen den Erbfeind, als Mann schuf er fast ein halbes Jahrhundert an der Wehrfähigkeit des Staates und als Greis, in einem Alter, wo gewöhnliche Menschen sich der verdienten Ruhe hingeben, übernahm er das pflichten- und opferreichste aller Herrscherämter. Unverwelklich ist der Lorbeer, den das Geschick ihm ums Haupt gewunden, gleich ruhmvoll aber auch ist die Grösse des Sinnes, mit dem er willig die Lasten getragen, die Zeit und Geschichte ihm auferlegten, mit dem er die schweren Pflichten seines hohen Amtes im grossen wie im kleinen erfüllte. So stärke uns denn sein Beispiel zu der Hingabe und Selbstverleugnung, welcher das Vaterland heut mehr denn je bedarf. Denn wer weiss es nicht, dass unter den stammfremden Nationen Europas kaum eine ist, welche neidlos auf unsere Macht blickt, welche nicht geheim oder offen gegen uns Hass nährt? Und wer darf sich der Erkenntnis verschliessen, dass Nachbarn im Westen wie im Osten nur auf den Augenblick warten, um gemeinschaftlich die zu demütigen, gegen welche sie einzeln nichts vermögen? Den drohenden Stürmen und Gefahren können wir wirksam nur dann begegnen, wenn jeder in seinem Kreise sich des Ganzen bewusst bleibt und die Grösse und Herrlichkeit des Vaterlandes, soviel an ihm liegt, zu erhalten und zu mehren bemüht ist. Dieser Aufgabe aber zu genügen, dazu giebt es kein besseres Mittel, als uns insgesamt mutig und entschlossen um den Thron zu scharen und dem deutschen Kaiser dieselbe unwandelbare Treue und Ergebenheit zu geloben, welche wir dereinst dem preussischen Könige gehalten haben. Und im Sinne solcher Treue und Ergebenheit vereinen wir unser Gebet mit dem Flehen, welches heut aus Millionen deutscher Herzen zum Himmel emporsteigt, mit dem Flehen: Gott schütze den Kaiser und sein Haus!

### 3. Entlassungsrede, gehalten vom Direktor am 22. März 1880

Von der Freiheit und ihrem rechten Gebrauche.

Meine lieben jungen Freunde! *Ἡματι τε τριτάτῳ Φθίην ἐρίβωλον ἔκοιο* — das kann auch ich heut wenigstens denjenigen unter Euch zurufen, welche in dieser Stadt nur die Heimat ihrer Studien, nicht auch die Penaten ihres Hauses haben. Noch wenige Stunden, und Ihr tragt die Freude Eures Herzens an den heimatlichen Herd, fröhlichen Dank bringend den teuren Angehörigen, deren treue Fürsorge bis zu diesem wichtigen Lebensabschnitte Euch geleitet hat.

Ihr steht heut an dem ersten Ziel einer langen und mühseligen Wanderung. Wie die Hellenen, als sie nach achtmonatlichen Leiden auf jenem denkwürdigen Zuge durch Asien zum erstenmal die See wieder schauten, diesem Heimatelelement ihr *θάλασσα* entgegenjauchzten: so jubeln Eure Herzen heut der Freiheit entgegen, der lang ersehnten, zu welcher die Pforte dieser stillen Mauern nunmehr sich Euch aufthut. Eure